

Ein Besuch in Yamunotri

**Reisebericht
von Radhe-Syama Dasa**



Nachdem wir die Quelle der Ganga besucht hatten, lag es nahe, nun ebenfalls zum Ursprung der heiligen Yamuna zu pilgern.

Nach der Busreise von Gangotri zurück nach Uttarkashi geht es also – ebenfalls mit einem Bus – weiter über einen Pass in das westliche Nachbartal, da, wo die Yamuna fließt. Die Passstrassen hier im Himalaya sind auch für Schweizer sehr beeindruckend. Man kann sich die Ausmasse des Himalaya-Gebirges kaum vorstellen. Endlos winden sich die Flusstäler durch diese riesige Bergwelt. Nur gerade am äussersten Rande des Himalayas befinden sich die vier Pilgerorte Yamunotri, Gangotri, Kedarnatha und Badrinatha, und doch braucht es ganze Tagesreisen um mit dem Bus von einem Ort zum anderen zu kommen. Dies liegt natürlich in erster Linie an den Strassen. Nicht, weil sie so schlecht sind, sondern weil sie sich in unzähligen Haarnadelkurven in eine tiefe Schlucht hinunterwinden, nur um da unten eine kleine Brücke zu überqueren und sich dann auf der anderen Talseite wieder über viele Haarnadelkur-

ven hochschrauben zu müssen. Das Gebiet ist äusserst unwegsam, von unzähligen Schluchten zerfurcht. Man schafft kaum mehr als 30 Kilometer pro Stunde. Will man alle vier Pilgerorte besuchen, bereist man ein Gebiet von etwa 150 Kilometer Breite und ebensolcher Länge. Das ergibt eine Fläche, die ungefähr die halbe Schweiz umfasst. Hinzu kommt, dass die Strassenstrecke etwa die dreifache Luftlinie misst. So ergibt dann eine Luftlinie von 100 Kilometern eine 300 Kilometer-Reise, was bei 30 km/h einen ausgefüllten Tag im Bus ergibt. Vergleicht man das auf der Schweizer Landkarte, mag man sich fragen, wieso man für eine Strecke von Bern nach Zürich einen ganzen Tag braucht. Wenn man die zerfurchte Gegend jedoch sieht, kann man das schnell verstehen. Natürlich; man könnte Brücken und Tunnels bauen – mit immensen finanziellen Mitteln. Die bestehenden Strassen scheinen sowieso nur „dank“ der Armee gebaut und unterhalten zu werden. Die unmittelbare Nähe der Grenze zu Tibet – und damit zum mächtigen China – scheint eine erhöhte Präsenz

der Armee zu erfordern. Von Gangotri liegt die chinesische Grenze keine 20 Kilometer entfernt, und die Erinnerungen an die Okkupation Tibets durch die Chinesen sind noch wach.

Nun, wie dem auch sei; nach abermaligem Auf und Ab erreichen wir Barkot. Unser Bus fährt ab hier weiter in eine andere Richtung, und so ist das für uns die Endstation. Da es bereits am Eindunkeln ist, machen wir uns mit dem Gedanken vertraut, hier übernachten zu müssen. Doch ein älterer Mann, der mit dem gleichen Bus hier angekommen ist, fragt uns, ob wir im Sammeljeep mit nach Janki Chatti fahren wollen. Neben den Bussen verkehren in diesem Gebiet zahlreiche Sammeljeeps, die losfahren, sobald sie voll sind. Was „voll“ bedeutet, liegt im Ermessen des Fahrers und kann unter Umständen von den eigenen Vorstellungen weit abweichen! Es ist nun schon dunkel und keiner von uns will noch lange warten. Zu viert kaufen wir alle Plätze des Sammeljeeps und fahren los. Wieviele Plätze wir gekauft haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich nehme an, dass die beiden mitfahrenden Einheimischen das schon richtig geregelt haben. Für uns laufen diese langen Fahrten ja sowieso meistens unter dem Motto: „Viel Spass für wenig Geld“. Ob man für eine 12-Stunden-Fahrt im Bus nun knappe 6 Franken oder für 2 Stunden im Sammeljeep 15 Franken bezahlt, kümmert mich persönlich nicht gross.

Kaum sind wir losgefahren, durchzucken grelle Blitze den Himmel. Gewaltiger Donner lässt das Yamunatal erzittern, und schon geht ein sintflutartiger Regen nieder. Wenn das mal bloss die Strasse nicht wegschwemmt! Sofort werden Erinnerungen an meinen letzten Besuch in dieser Gegend wach:

Damals, vor etwa 25 Jahren, besuchte ich Badrinatha. Auf der Rückfahrt herrschte zwar kein Gewitter und keine Dunkelheit, sondern es war mitten am Tag und strahlend sonnig. Trotzdem hatte ein Erdbeben in der Nacht die Strasse verschüttet. Und auf der Strasse lag nicht nur Erde, sondern

ein riesiger Felsbrocken von den Ausmaßen eines Wohnzimmers. Der Busfahrer hielt an, stieg auf das Dach seines Gefährts und brachte zwei Schaufeln zum Vorschein. Offensichtlich stand er nicht zum ersten Mal vor diesem Problem. Doch der anfängliche Aktivismus schlug angesichts dieses immensen Felsbrockens schnell in Resignation um. Da konnte man wohl tagelang schaufeln, dieser Brocken würde sich nicht von der Stelle bewegen lassen. Also tat man, was man in Indien in so einem Fall immer tut: Warten! Die Götter werden es zu gegebener Zeit schon richten. Die meisten Passagiere nutzten die Zeit, um am nahen Flussufer ihre Wäsche zu waschen und sie auf den heissen, schneeweissen Felsen zum Trocknen auszulegen. Bald war alles mit bunten Saris sowie weissen und orangen Dhoties ausgelegt und die Reisenden hockten auf den Steinen und warteten. Nicht sehr lange – einige wenige Stunden nur – und es kam ein Armeelastwagen das Tal empor gefahren. Auf der anderen Seite des Erdbebens und des mächtigen Felsbrockens hielt der Laster an, ein Offizier stieg aus und betrachtete die Lage. Da gab es auch für die Armee kein Durchkommen. Der Offizier holte ein Funkgerät aus der Fahrerkabine und sprach laut gestikulierend, immer wieder auf den felsigen Bösewicht deutend, in das Gerät. Nach und nach entstiegen dem Lastwagen Soldaten, die es sich irgendwo in der Landschaft bequem machten. Offenbar hatten sie die Konversation ihres Offiziers verstanden und wussten, was zu tun war: Warten!

Auf „unserer“ Seite des Rutsches kamen nach und nach immer mehr Busse aus Badrinatha und reihten sich in einer langen Warteschlange hinter dem ersten Bus auf. Das Flussufer belebte sich mit immer mehr Reisenden, und ein Stand mit kühlen Getränken wäre wohl ein lukratives Geschäft gewesen. Weitere zwei oder drei Stunden vergingen, dann hörte man Motorengeräusch vom talseitigen Ende des Hindernisses. Ein Armeejeep kam in energischem Tempo, eine Staubwolke hinter sich aufwirbelnd, angefahren, stoppte vor dem Fels-

brocken, und von da an konnten wir nur noch staunend zuschauen, denn jetzt war „Action“ angesagt! Es wurde eine grosse Holzkiste aus dem Jeep geladen, zwei Männer holten mit Kübeln Wasser aus dem Fluss, schaufelten Erde zusammen und gossen das Wasser darüber, bis sie einen klebrigen Brei daraus gemischt hatten. Der Holzkiste wurden dicke Dynamitstangen entnommen. So richtige Dynamitstangen, jeweils ein paar davon zu einem Paket zusammengeschnürt und mit Zündschnur versehen. Ich dachte wirklich, so was gibt es nur im Film. Aber hier waren sie, die Dynamitstangen-Pakete, und die wurden nun mit der klebrigen Erdmasse an den Felsbrocken geklebt. Nach und nach bekam der Brocken einen Gürtel aus Dynamit um seinen dicken Bauch gelegt. Dann wurden die einzelnen Dynamitpakete mit Zündkabeln untereinander und letztlich mit dem typischen Kasten mit dem Druckhebel – den man ebenfalls aus alten Filmen so gut kennt – verbunden. In modernen Filmen sieht man nur noch diese roten Leuchtziffern, die die verbleibende Zeit bis zur Detonation der weltvernichtenden Bombe anzeigen. Aber das hier war echtes Leben und versprach ein tolles Spektakel zu werden. Die Zuschauer drängten sich immer dichter an den todgeweihten Felsbrocken, man wollte sich nichts entgehen lassen. Dann kam plötzlich Bewegung in die herumlungernenden Soldaten auf der anderen Seite. Sie ergriffen ihre Gewehre und drängten sich dem Felsbrocken entlang auf unsere Seite herüber. Die Gewehre quer vor sich haltend begannen sie, die sensationshungrigen Zuschauer, zu denen ich auch mich voll und ganz bekannte, zurückzudrängen. Offensichtlich wollten sie uns soweit zurückdrängen, bis wir um die nächste Kurve waren und absolut nichts mehr vom Spektakel sehen würden. Das konnten wir uns nicht gefallen lassen! Die Soldaten stiessen in ihrem Unterfangen auf immer grösser werdende Widerstände und das Ganze drohte in einen Tumult auszuarten. Der Offizier auf der anderen Seite erkannte das fehlende Durchsetzungsvermögen seiner Männer drüben auf

der „feindlichen“ Seite und kam ebenfalls zu uns herüber. Mit lauter Stimme erheischte er die Aufmerksamkeit des störrischen Publikums und redete lange und intensiv. Was er sagte, konnte ich nicht verstehen, aber langsam verwandelte sich die Aufsässigkeit in den Gesichtern der Zuschauer in Betretenheit. Ein Zuschauer, der Englisch sprach, gab mir eine kurze Zusammenfassung der überzeugenden Rede des Offiziers: Es bestünde höchste Lebensgefahr, wenn jemand bei der Sprengung nicht in voller Deckung sei – und jemand, der etwas von der Sprengung sehen könne, sei eben nicht in voller Deckung. Ob denn diese Sprengung wirklich das Letzte sei, das wir in unseren Leben sehen wollten. Um das Dynamit richtig zu platzieren, hätten sie eigentlich Löcher in den Felsbrocken bohren müssen – so die weitere Erklärung des Offiziers. Dazu fehle ihnen jedoch die Zeit und das Werkzeug. Ausser am Fels platziert sei die Wirkung des Dynamits viel kleiner, und deshalb hätten sie eine sehr grosse Ladung angebracht, die eine mächtige Druckwelle und einen Steinhagel auslösen werde – wehe dem, der sich da in der Nähe befindet...

Das war überzeugend! So, wie die Reisenden vorher zum Schauplatz hingedrängt hatten, drängten sie nun in die andere Richtung – bloss weg von hier! Die Soldaten waren nicht mehr nötig. Sogar die Kolonne der wartenden Busse wurde rückwärts bewegt, so dass auch der vorderste Bus seine Nase nicht zu weit vorne hatte. Nun waren alle in Deckung und warteten – und warteten. Der Sprengmeister musste sich wohl ebenfalls eine geeignete Deckung suchen. Dann plötzlich – als man schon nicht mehr daran glaubte – ertönte ein dumpfer Knall. Wir spürten eine Druckwelle und ein paar Augenblicke später prasselten winzige Steinchen vom Himmel herunter – die Überreste unseres Widersachers. Niemand rührte sich, bis der Offizier um die Kurve geschritten kam – die Schritte eines Siegers, soviel stand fest. Jetzt gab es kein Halten mehr, alle wollten das Schlachtfeld sehen. Doch da war absolut nichts mehr zu sehen! Der Felsbrocken war spurlos verschwunden – und

ebenso die Strasse. Ein tiefer Krater gähnte uns dort, wo sich einst die Strasse befand, entgegen. Da wurde ganze Arbeit geleistet! Das ausgiebige und fachmännische Betrachten der tiefen Wunde im Erdhang wurde wiederum durch den Offizier abrupt beendet. Was er sagte, wurde mir schnell klar. Zahlreiche Schaufeln wurden aus den wartenden Gefährten hervorgezaubert, und man begann, von beiden Seiten ein Trassee ins weiche Erdreich zu schaufeln. Das ging erstaunlich zügig voran, und schon bald traf man sich in der Mitte. Das Trassee war ziemlich schmal, sah aber gut aus. Als der Armeejeep als erster einen Versuch wagte, zeigte sich schnell der Mangel der frisch gebauten „Strasse“: Das Trassee war natürlich völlig unbefestigt, nur mit Schaufeln hartgeklopft. Die Räder des Jeeps sanken sofort tief in die Erde ein, aber er kämpfte sich tapfer bis ans gegenüberliegende Ende. Die Aufgabe war nun klar: Alle Fahrzeuge mussten so leicht wie möglich gemacht werden – also alles entladen! Die meisten Busse warteten, mit grossen Gepäckladungen auf den Dächern festgezurr, auf die Weiterfahrt. Diese Ladungen mussten nun von den Dächern geholt und jedes Gepäckstück einzeln von Hand „ans andere Ufer“ gebracht werden. Die Soldaten füllten derweil die tiefen Spurrillen des Jeeps mit Steinbrocken auf, und bald schon konnte der erste Bus die Überfahrt wagen. Natürlich sass nur der Fahrer drin. Er sass an der hangnahen Seite, und ich sah, dass er die Fahrertüre offenhielt. Er würde abspringen, sollte der Bus... Nun, soweit kam es glücklicherweise nicht. Ein paar Mal neigte sich das Gefährt zwar bedenklich zur Seite und alle hielten die Luft an, der Fahrer behielt jedoch immer die Nerven, gab Gas und Gegensteuer und brachte „unsere“ Bus sicher auf die andere Seite.

Schnell wurde die Ladung auf dem Dach wieder hergerichtet und weiter ging die Fahrt. Allerdings nicht bis zum Ziel. Der abenteuerliche Unterbruch hatte den ganzen Tag gekostet und es wurde schon dunkel. Deshalb wurde in der nächsten

Siedlung Halt gemacht und man konnte sich auf eine Nacht mit einfacher Unterkunft gefasst machen...

Der Regen lässt nicht nach, doch jetzt sitze ich ja in einem Jeep mit Vierradantrieb und nicht in einem Bus. Der Fahrer scheint keine Probleme zu sehen und braust mit vollem Tempo durch tiefe Pfützen. Hohe Wasserfontänen schiessen an der Seite des Jeeps hoch. Es sieht aus, als würden wir unter Wasser fahren. Doch plötzlich bremst der Fahrer ab und stellt die Scheinwerfer ein. Im Lichtkegel sehe ich einen entgegenkommenden Bus. Aber der Bus kommt nicht näher, sondern steht still, und vor dem Bus liegt eine dunkle Masse auf der Strasse – ein Erdbeben! Vom Scheinwerfer geblendete Leute stehen neben dem Bus, einige sind bereits auf dem Weg, um über das matschige Erdreich auf unsere Seite zu gelangen. Wie gewohnt, tragen viele Inder Flip-Flops mit Socken, die Frauen dazu noch einen Sari, der so getragen wird, dass er den Boden berührt (nicht so wie westliche Frauen, die ihre Saris oftmals viel zu kurz tragen – dies als kleiner Modetipp). Nun, auf jeden Fall ist die beschriebene Ausstattung höchst ungeeignet, um eine matschige Erdansammlung zu überqueren. Einige um- und einsichtige Buspassagiere haben sich jeglicher Fussbekleidung entledigt und „opfern“ ihre Füsse. Die anderen müssen wohl nach ein paar Schritten feststellen, dass nebst ihren Füessen auch Socken und Schuhwerk voller Matsch sind. Meine Betrachtung der Situation dauert nur wenige Augenblicke, denn unser Fahrer – ich bin ja eben in einem Jeep und nicht in einem schwerfälligen, altersschwachen Bus – drückt beherzt aufs Gaspedal und noch beherzter auf die Hupe. Bei fahrtechnischen oder verkehrsbedingten zwischenmenschlichen Kommunikationsschwierigkeiten scheint in Indien das andauernde und laute Hupen schon mal die halbe Miete bei der Problemlösung zu sein. Es ist wohl ein ungeschriebenes Gesetz auf Indiens Strassen, dass das kleine Schwache vor dem grossen Starken weichen muss. Was grösser oder stärker ist, wird durch die

Hupkraft festgelegt. So weichen denn auch die armen Menschen, die sich durch den Matsch kämpfen, schicksalsergeben vor dem herannahenden, hupenden Jeep zurück. Ein Fussgänger besitzt überhaupt keine Hupkraft und kommt deshalb bei der Hackordnung an letzter Stelle. Problemlos durchpflügt „mein“ Jeep den sumpfigen Matsch und ich versuche, nicht daran zu denken, wie „mein“ Jeep eine Schlammfontäne neben sich hochgehen lässt und versuche, auch meine Gedanken an die armen Leute, die neben dem Jeep im Matsch stehen, zu ignorieren.

Ein wenig später hört es auf zu regnen und wir kommen im stockdunklen Janki Chatti an. Der heftige Regen hat den Strom hier ausfallen lassen. Ich klaube meine Stirnlampe aus dem Rucksack und schon sind wir von „hilfsbereiten“ Einheimischen umringt. „You need room – I’m room!“, wird geradedreht. „Yes, yes, very good room, very clean, very cheap, best room!“, wird noch obendrauf gelegt, um die Unwiderstehlichkeit des Angebots zu unterstreichen. Scheinbar sind wir so spätabends die letzte Gelegenheit für die Hotelschlepper, sich noch was dazu zu verdienen. Aber was soll’s; wir brauchen ein Zimmer! So folgen wir dem aufdringlichsten Schlepper schicksalsergeben; innovative Geschäftsideen

müssen ja unterstützt werden. Er führt uns zu einem grossen Hotel, und die Besichtigung der „very best rooms“ lässt auch mich alten Indienreisenden erschauern. Nicht vor Ehrfurcht, wohlgemerkt. Es ist ein 6-Bett-Zimmer, an Platz würde es nicht fehlen, aber schon die auffälligen, grossen, dunklen, fettigen Flecken auf jedem Kopfkissen lassen nichts Gutes ahnen. Ein kurzer Blick ins Badezimmer bestätigt die schlimmsten Befürchtungen, und auch unsere Nasen bekräftigen den schnell gefassten Entschluss zur Flucht. Das gleiche Trauerspiel wiederholt sich noch dreimal. Ein Hotel schmutziger als das andere! Was ist nur los hier? Sicher gibt es noch akzeptablere Unterkünfte, aber es ist stockdunkel und überall matschig. Das macht das Weitersuchen schwierig. Entmutigt gehen wir zurück zu einem kleinen Hotel, wo uns bei der vorherigen Suche wenigstens der Junge, der sich um die Gäste kümmert, einen guten Eindruck gemacht hatte. Nein, das Zimmer sieht nicht besser aus als vorher. Es ist offensichtlich bewohnt, und der Junge räumt schnell alle Kleider aus dem Zimmer – die sichtbar lange getragenen Unterhosen im Bad vergisst er. Wir deuten auf die Bettlaken und versuchen einen theatralisch angewiderten Gesichtsausdruck dazu zu machen. Ich glaube es

gelingt uns gut, denn zu unserem freudigen Erstaunen reisst er die beiden Bettlaken von den Matratzen weg. Hey, der holt frische Bettlaken! – Wir blicken uns an und wissen, dass wir beide die gleiche Hoffnung hegen. Es bleibt bei der Hoffnung: Der Junge beginnt das eine Laken kräftig zu schütteln, klaubt dann noch zwei Haare – die sich trotz Schütteln noch am Gewebe festklammern – vom Laken und konstatiert dann zufrieden: „Now clean!“. Unsere offenen Münder und weit hochgezogenen Augenbrauen ignorierend, beginnt er nun das Laken feinsäuberlich wieder auf



Janki Chatti; hübsch eingebettet im Tal der Yamuna



Am Anfang des Pilgerpfades durch die Yamunaschlucht



Die Träger warten am steilen Bord auf Kundschaft.



Regel Verkehr auf der Treppe: Rutschig für Maultiere!

die Matratze zu ziehen, streicht alle Falten glatt und wendet sich dem zweiten Laken

rant auszumachen, das so aussieht, als wolle man dort essen. Da hat Gangotri ein

zu, mit dem er in gleicher Weise verfährt. Der meint es wirklich gut. Was soll man da noch sagen? Ob wir denn sonst noch Wünsche hätten, will der Junge wissen. Er hätte noch Suppe, Tee oder Toast... Wir breiten meinen Schlafsack als Unterlage auf den „frisch gesäuberten“ Bettlaken aus und hoffen, so ein wenig Abstand wahren zu können.

Trotz allem schlafen wir gut, und am nächsten Morgen zeigt sich im Sonnenlicht auf der anderen Seite des Flusses (ist das die Yamuna?), der das Dorf in zwei Hälften trennt, ein sauber wirkendes Hotel. Sauber wirkt es, weil es frisch gestrichen ist und weil sich ein Teil davon noch im Rohbau befindet. Das lässt die Vermutung zu, dass das Gebäude ziemlich neu ist und dass die Bettlaken nicht schon seit mehreren Jahren ungewaschen auf den Matratzen kleben. Unsere Vermutung wird bei einer Besichtigung bestätigt: Wir sind scheinbar die allerersten Gäste in diesem Zimmer. Auf jeden Fall ist alles akzeptabel sauber, und nach unserem eiligen Umzug wird für die langersehnte Dusche auch schon bald ein Kübel mit heissem Wasser aufs Zimmer geliefert.

Nach dem späten Frühstück und einer kurzen Rundschau im Dorf kommen wir zum Schluss, dass wir uns hier nicht lange aufhalten werden. Das ganze Dorf ist voller Mulis – und deren Treiber – und entsprechend sehen die Gassen aus. Auch ist kaum ein Restau-



Der Weg ist über weite Strecken in den Fels gehauen.



Im steilen Zickzack die Schlucht hinauf...



Zuhinterst im engen Tal liegt Yamunotri: Ein paar Herbergen, der Yamuna- und ein Shiva-Tempel.

ganz anderes „Flair“. Ja, der Fluss in der Dorfmitte muss die Yamuna sein, aber angesichts des Abfalls wird sie in Janki Chatti nicht „heilig“ gehalten. Hier wäre dringend eine Tafel, wie wir sie im Gangotri-Nationalpark gesehen haben, vonnöten, mit dem Hinweis, um Gott zu respektieren, müsse man auch die Natur respektieren und sollte diese nicht mit Plastikabfällen zumüllen.

Da Lisas Fuss, den sie sich an der Gangesquelle verstaucht hatte, noch schmerzt, beschliesse ich, gegen Mittag alleine nach Yamunotri aufzusteigen, sodass wir am nächsten Morgen weiterreisen können.

Im Gegensatz zu Gangotri ist Janki Chatti nur eine Durchgangsstation. Vor einigen Jahren musste noch von Hanuman Chatti, ein paar Kilometer weiter unten, zu Fuss weiter gegangen werden. Nun wurde die Strasse bis hierher nach Janki Chatti verlängert, und von hier wollen alle schnellstmöglich nach Yamunotri gelangen. Das sind fünf Kilometer Strecke. Janki Chatti liegt auf etwa 2500 m.ü.M. und der Tempel von Yamunotri auf über 3200 m.ü.M. Das ergibt einen wesentlich steileren Anstieg als von Gangotri zur Ganga-Quelle. Dort sind die 900 Meter Steigung auf knappe 20 Kilometer verteilt. Ein anderer Aspekt ist, dass sich die meisten Ganges-Pilger mit Gangotri begnügen. Wie ich im ersten Teil meines Reiseberichts beschrieben habe, gibt es da Tempel und Badeghats, und so verzichten die meisten auf den langen Fussmarsch nach Gaumukh. In Janki Chatti gibt es



Puja-Plattform vor dem Yamuna-Tempel

nichts dergleichen. Die Yamuna-Pilger müssen deshalb zwingend den 5-Kilometer-Weg nach Yamunotri bewältigen. Für viele Inder scheint aber auch ein 5-Kilometer-Fussmarsch unvorstellbar zu sein; deshalb die vielen Mulis. Und als Alternative dazu die Sänften. Dabei handelt es sich um Sessel, an deren Armlehnen lange Stangen befestigt sind und die von vier Trägern in seltsam wiegendem Gleichschritt getragen werden. Überdies gibt es noch die Tra-



Aus einem Gletschersee stürzt die Yamuna hinunter und tritt hinter dem Tempel aus der engen Schlucht hervor, wo die Pilger ihr Wasser fassen.

gekörbe – Korbessel, die von den einzelnen Trägern wie ein Rucksack auf den Rücken gebunden werden. Der „Passagier“ (gibt es Gewichtslimiten?) schaut rückwärts oder in den Himmel hoch, sollte sich der Träger bei steilen Stellen weit nach vorne beugen. Ich entschloss mich für die vierte Variante: zu Fuss! Der Nachteil dieser Variante – nebst den vielen Vorteilen – besteht darin, dass man von den Anbietern der anderen drei Varianten andauernd zum „Umsatteln“ ermutigt wird.

Wie gesagt ist der Weg relativ steil. Eigentlich ist ein grosser Teil davon eine breite Treppe. Der ganz Weg verläuft in einer mehr oder weniger engen Schlucht und ist über weite Strecken in den Fels gehauen, mit wackeligen Geländern „gesichert“. Flache Teilstücke wechseln sich mit Treppen ab, die sich im Zickzack hochwinden. Der Weg ist eigentlich sehr gut und mit einem Zementbelag versehen – dieser Belag scheint jedoch für die Hufe der Mulis und Pferde nicht geeignet zu sein, denn sie rutschen andauernd aus, was von den Mulitreibern jeweils mit lauten Ausrufen und Zügelzerren quittiert wird. Eine eher ungemütliche Angelegenheit... Dazwischen die Vierergruppen der Sänfenträger, die ihren schnellen, wiegend-rhythmischen Gang nicht unterbrechen wollen und schon von weitem rufend vorwarnen, damit man sich zur Seite begeben kann. Wie war das schon wieder mit dem ungeschriebenen indischen Gesetz des Stärkeren auf dem Verkehrsweg? Das gleiche bunte Treiben herrscht - auf dem gleichen Weg - auch im Gegenverkehr, was ein ziemliches Chaos verursacht.



Die Pilger baden hier nicht im reissenden Fluss...

Die gesamte Strecke ist gesäumt von Teeständen und Restaurants, die alle aus grossen, schwarzen Plastikblachen, gestützt von Holzpfählen, bestehen. Tee wird in Plastikbechern ausgeschenkt, welche nach Gebrauch achtlos „über Bord“ in die Schlucht geworfen werden, wo die „hier-noch-nicht?-heilige“ Yamuna fliesst.

Aber nichtsdestotrotz: Alle wollen in guter Absicht zum hintersten Teil der Schlucht gelangen, zum Tempel von Yamuna-Devi. Nach einem weiteren steilen Stück, das durch eine Treppe überwunden wird,



... sondern in einem Becken, das zusätzlich von einer heissen Quelle gespiesen wird.

kommt hinten im engen Tal die rot-gelbe Dachkuppel des Tempels in Sicht und in seiner Umgebung eine Anzahl von Herbergen. Vorbei an weiteren Tee- und Devotionalien-Ständen, über eine Brücke und dann stehe ich vor dem Tempel. Sofort bin ich vom gewohnten geschäftigen Treiben der indischen Tempel umgeben. Irgendwo die Schuhe deponieren. Soll ich einen offiziellen Schuhstand oder eine „wilde“ Schuhablage benutzen? Ich parkiere meine Wanderschuhe ordnungsgemäss und erhalte einen Jeton mit Nummer. Nun besuche ich zuerst die Bildgestalt

von Yamunadevi und empfangen ihre Segnungen, dann gehe ich zum Fluss, dessen Lauf man noch ein kleines Stück nach hinten in die enge Schlucht über grosse Felsblöcke folgen kann. Das ist der Ort, wo ich meine Wasserbehälter mit Yamunawasser abfüllen kann, denn heute werde ich der Quelle nicht mehr näher kommen. Ganz hinten wird das Gelände nämlich steiler, und das Wasser der Yamuna kommt wasserfallartig den Hang herunter. Oben, auf über 4400 m.ü.M., liegt ein Gletschersee, der die eigentliche Quelle der Yamuna bildet. Ein Plan für das nächste Mal... Das Yamunawasser ist hier glasklar, da es oben aus einem See kommt und deshalb die Sedimente schon abgelagert sind. Im Gegensatz dazu kommt das Gangeswasser mit einer leicht milchigen Trübung aus dem Gletschermaul. Dies deshalb, weil der feine Steinmehlstaub, der vom Gletschereis von den Felsen geschliffen wird, direkt an der Quelle noch nicht abgelagert ist. Man spricht deshalb bei solchem Wasser auch von „Gletschermilch“.



Shiva-Tempel neben dem Haupt-Tempel

Hier in Yamunotri baden die Pilger nicht im Fluss selber, sondern in einem Becken, das von heissen Quellen und Yamunawasser gespeisen wird. Eine Weile schaue ich noch dem Treiben auf der Marmorterrasse vor dem Tempel zu, wo die Tempelpriester ihre Zeremonien anbieten. Regentropfen lassen mich bald an den Rückweg denken, und ich klaube meinen Schuhparking-Jeton hervor. Auf dem Rückweg geht es zügig die Treppen hinunter und schon bald kommt Janki Chatti wieder in Sicht. Morgen früh geht's zurück nach Rishikesh. Und wie immer am Ende einer Reise steckt der Kopf voller neuer Reisepläne... 🙏

zurück zum Blog